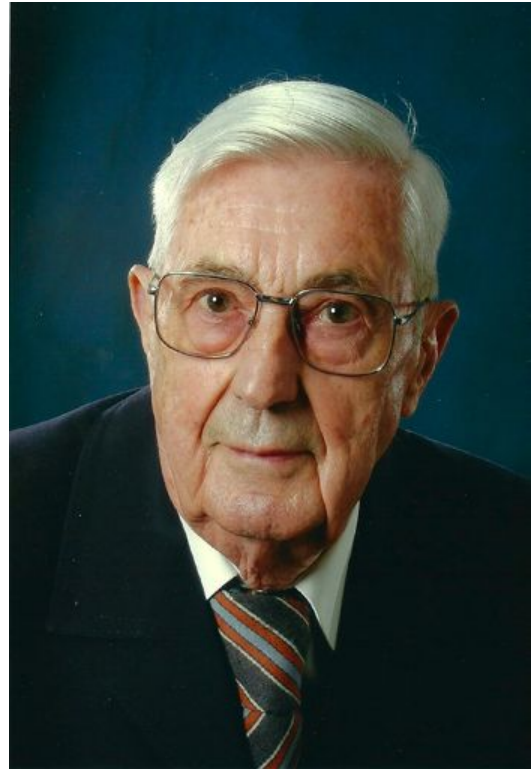


## INTERVIEWS WITH GERMAN ANTHROPOLOGISTS

### **Herr Schlesier, können Sie zu Beginn etwas über Ihre Herkunft berichten?**

Ich wurde 1926 in Chemnitz geboren. Mein Vater hatte eine Großhandlung für Süßwaren, im Westen der Stadt. Dort war auch meine Grundschule. Später ging ich auf das Reformrealgymnasium. In der Oberstufe, ich war noch keine achtzehn Jahre alt, zog man mich ein. Ich wurde Soldat der Infanterie und kam zunächst für die Ausbildung zum Truppenübungsplatz Zeithain bei Riesa. Schließlich wurde ich eingesetzt, erst im Westen gegen die Amerikaner und dann bei der so genannten »Armee Wenck«, deren Auftrag es 1945 war, Berlin zu verteidigen – der Befehl Hitlers wurde jedoch nicht ausgeführt. Ich geriet in der Nähe von Tangermünde in Kriegsgefangenschaft, und als dieses Gebiet im heutigen Sachsen-Anhalt von russischen Truppen besetzt wurde, übergab man uns bei Braunschweig den Engländern. Im Juli 1945 wurden wir, da wir noch Jugendliche waren, vorzeitig entlassen.

Es gab wenige, die nach Sachsen in ihre Heimat zurückkehrten, viele wollten in der Freiheit des Westens bleiben – auch ich entschied mich dafür. Da ich im Westen Deutschlands keinerlei Verwandtschaft hatte, war ich anfangs auf mich allein gestellt. Ich arbeitete bei einem Bauern in Niedersachsen, in der Nähe von Nienburg. Dort kam dann der Wunsch auf, das Abitur nachzuholen. Man hatte mich mit einem Vorsementervermerk aus der Schule entlassen, das hieß, ich sollte ein Semester vorweg studieren und eventuell noch eine Prüfung ablegen. Während des Krieges wurde



das zum Reifevermerk aufgestockt, so sollten wir studieren dürfen, wenn der Krieg vorbei war. Diese Regelung wurde jedoch im Bereich der britischen Besatzungsmacht aufgehoben und man musste einen so genannten Übergangskurs machen – aber nicht an einer Universität, sondern an einer Schule. Diesen Kurs besuchte ich 1946 in Hannoversch Münden. Eigentlich war Göttingen mein Ziel, dort hatte die Universität nach dem Krieg den Betrieb recht schnell wieder aufgenommen. Aber ich fand dort keine Wohnung und so machte ich auch mein Abitur in Hannoversch-Münden. Man wurde in drei Fächern geprüft: Deutsch und Englisch waren Pflicht, dazu konnte man Mathematik oder Latein wählen. Ich entschied mich für Latein, denn das Lateinum war wichtig für das spätere Studium.

### **Machten Sie Ihr Abitur, weil es bereits den Wunsch gab, zu studieren?**

In meiner Zeit bei dem Bauern gab es wenig geistige Anregungen: Kein Fernsehen und kein Radio, auch keine Tageszeitungen. Ich konnte lediglich von dem Angebot einer benachbarten Bauernfamilie profitieren, ihre zwölfjährige Tochter in Englisch zu unterrichten – das wurde auch gut bezahlt. Das Abitur sollte schon Grundlage meines Studiums werden, vor allem in den naturwissenschaftlichen Fächern hatte ich Nachholbedarf.

Ich wollte auf höheres Lehramt studieren, mit Hauptfach Sport. Das war in Göttingen möglich, als Nebenfächer Geschichte, Geographie und Englisch. Zunächst musste ich warten, da ich nicht direkt nach dem Abitur eine Zulassung zum Studium bekam. Ich überbrückte die Wartezeit für zwei Semester, indem ich beim Göttinger Akademischen Hilfswerk arbeitete. Dort bestellten die Göttinger Bürger Arbeitskräfte für alle möglichen Tätigkeiten, beispielsweise für die Gartenarbeit. Ich wohnte noch immer in Hannoversch-Münden, fuhr morgens mit dem Zug nach Göttingen und abends wieder zurück. Ich verdiente also Geld und lernte dabei Göttingen kennen. Als nach zwei Semestern die Entscheidung über meinen Studienplatz immer noch nicht gefallen war, bin ich auf die Suche gegangen. Ich erfuhr, dass die bischöflich-theologischen Hochschulen auch evangelische Studenten annahmen. Ich bewarb mich in Passau und Eichstätt, wurde jeweils angenommen und entschied mich dann für Eichstätt – es ist ja eine wunderbare Stadt mit einem tollen Angebot: der Philosoph Hirschberger war dort, auch die Kunstgeschichte und die Anglistik waren sehr gut

Interview vom 30.05.2008, geführt in der Wohnung von Erhard Schlesier (Freigabe durch Erhard Schlesier am 09.06.2011)

Transkription: Claire Spilker, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: [www.germananthropology.de](http://www.germananthropology.de)

vertreten. Also machte ich zunächst ein so genanntes Studium Generale, was damals auch sehr gefördert wurde, ehe man ins Fachstudium ging. Als ich in Eichstätt ankam, kam die Zulassung für das Lehramtsstudium in Göttingen. Ich bat dann schriftlich darum, ein Semester warten zu können, weil ich Eichstätt nicht mehr verlassen wollte. Das ist auch so geschehen.

Dann hat sich jedoch Folgendes ereignet: In Eichstätt ging ich in ein Antiquariat und fand ein beinahe verlagsfrisches Buch, herausgegeben von Diedrich Westermann, mit dem Titel »Die heutigen Naturvölker im Ausgleich mit der neuen Zeit«<sup>1</sup>. Ich habe es gekauft und fing sofort Feuer. Ich dachte, dass dieses eng mit der Geographie und der Geschichte - meine Lieblingsfächer in der Schule - verbundene Fach möglicherweise mein Studienfach werden könnte. Also fuhr ich nach Göttingen und verabschiedete mich vom Chef des Sportinstituts. Zuvor hatte ich mich, ebenfalls in Göttingen, wegen der Ethnologie erkundigt. Professor Plischke war noch nicht wieder im Amt, seine Professur wurde durch Günther Spannaus vertreten. Es war auch gerade ein Studienplatz frei geworden und so begann ich im Sommersemester 1948: Hauptfach Ethnologie, Nebenfach Ur- und Frühgeschichte. Außerdem studierte ich deutsche Volkskunde und physische Anthropologie bei Gerhard Heberer. Er war Flüchtlingsprofessor aus Jena und hatte kein eigenes Institut.

### **Sie studierten also ein breites Panorama. Was wussten Sie denn vor dem Studium von der Ethnologie?**

Es gab von der Schule her keine Anregungen in Richtung Ethnologie, auch nicht über Abenteuerromane oder andere Literatur. Es war wirklich wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Ich war besessen von dem, was ich in dem Buch aus dem Antiquariat las, sei es Thurnwald oder andere Autoren.

### **Wie muss man sich Ihr Studium in Göttingen vorstellen?**

Spannaus war Afrikanist und machte sehr gute Lehrveranstaltungen. Herr Nippold war der Kustos, Herr Blome der Assistent; sie halfen Spannaus. Unter den Studenten, die bereits 1945 begonnen hatten, befanden sich Gerd Koch, Horst Hartmann, Rolf Herzog und Walter Konrad. Zwei oder drei jüngere Studenten gab es auch, ich selbst war der jüngste. Alle hatten sehr wenig Geld damals. Von meiner Familie aus Chemnitz konnte ich keine finanzielle Unterstützung erwarten. Meine Schwester war sehr krank und das Geschäft meines Vaters war natürlich am Ende, er wurde Angestellter in einem anderen Laden. Ich arbeitete weiterhin beim Akademischen Hilfswerk. Auch wegen der finanziellen Lage wollten viele der Studenten schnell promovieren und nach den acht Pflichtsemestern fertig werden. Das habe ich auch geschafft. Ein Semester aus Eichstätt wurde mir anerkannt, sodass ich nach sieben Semestern Ethnologie promovierte. Aber wie es völlig richtig heißt: Man lernt nie aus.

Das Göttinger Institut ist 1937/38 gebaut worden. Das Lehrangebot war regional auf Afrika ausgerichtet. Herr Nippolds Schwerpunkt waren die Pygmäen, Herr Blome beschäftigte sich mit der Wissenschaftsgeschichte der Ethnologie. Herr Plischke kam im Wintersemester 1949/50, hatte sein Entnazifizierungsverfahren hinter sich. Nach seiner Rückkehr wurde Ozeanien mein Schwerpunkt. Er unterrichtete zwar auch Afrika, aber die Betonung lag auf Ozeanien. Insgesamt war ich zufrieden, aber aus damaliger Sicht, nicht mehr aus heutiger Sicht.

### **Wie war die theoretische Grundierung bei Herrn Plischke und Herrn Spannaus?**

Um das zu beantworten, muss ich wohl etwas weiter ausholen. Es gab damals in der Bundesrepublik drei Ordinariate: Göttingen, Hamburg und Köln, geleitet von Herrn Plischke, Herrn Termer und Herrn Heydrich. Alle drei waren (wie in Göttingen) für die Sammlungen oder (wie in Hamburg und Köln) für die großen Museen mitverantwortlich. Sie waren also an der Universität tätig und Direktoren von Museen. Man kann für alle drei sagen, dass sie doch sehr theoriefern waren. Sie waren museologisch interessiert und hatten ihre Schwerpunkte - bei Termer Amerika und bei Plischke Ozeanien - doch es gab keine Hinweise auf eine theoretische Grundlage. Folglich gab es von ihnen auch keine Lehrveranstaltungen zur Theorie und den Methoden der Ethnologie. Das hat man sich alles selbst erarbeitet.

### **Wurde Ihnen denn in der Lehre die Fachgeschichte vermittelt?**

Ja, das schon. Bei Herrn Plischke bezog sich das ganz stark auf seinen Schwerpunkt: die Entdeckungsgeschichte Ozeaniens. Er kannte die Quellen sehr gut und war sehr belesen. Von dort aus brachte er die Ethnologie mit ein, vor allem den Übergang zum Kolonialzeitalter. Aber wir wurden nicht etwa über Bastian unterrichtet oder über das, was dann später im angelsächsischen Raum und amerikanischen Bereich geschieht.

Über Diffusionismus und Kulturkreislehre wurde eigentlich nicht so gesprochen, wie man das hätte machen müssen: zuerst über die Grundlagen, dann die theoretischen Voraussetzungen in der Wiener Ethnologie und auch über

---

<sup>1</sup> Diedrich Westermann (Hrsg.), Die heutigen Naturvölker im Ausgleich mit der neuen Zeit, F. Enke-Verlag, Stuttgart, 1940

methodischen Wege zu lehren. Damit hätte man die Wiener Systeme sehr gut angreifen können. Bei uns aber wurde der Diffusionismus einfach pauschal als Spekulation, mit der wir uns nicht weiter beschäftigen wollen, abgetan.

### **Gab es Ihrerseits den Wunsch, verstärkt theoretische Ansätze kennen zu lernen?**

In der Göttinger Zeit haben wir uns das selbst erarbeitet, bis zur Promotion. Herr Plischke musste wöchentlich nur etwa fünf Stunden unterrichten – heutzutage sind das ja mehr als zehn Stunden. Davon waren zwei Stunden regionale Ethnologie, eine Stunde allgemeine Ethnologie, sowie Wirtschaft oder Verwandtschaft. Die Seminare waren relativ offen, man konnte Anregungen einbringen. Ich habe in meinem letzten Semester beispielsweise etwas zu Malinowski und dem Funktionalismus vorgetragen, das war damals ja kaum bekannt. Die Einflüsse im methodisch-theoretischen Bereich kamen für mich persönlich von Thurnwald und Mühlmann, später auch von Jensen.

Mit den Kommilitonen gab es auch viele Diskussionen, besonders mit den Jüngeren. Die Älteren - ich bin bis heute mit dem drei Jahre älteren Horst Hartmann befreundet – wollten, wie gesagt, schnell fertig werden, man konnte nicht so gut mit ihnen reden. Es herrschte eine außerordentlich strenge Arbeitsatmosphäre am Institut. Ich las auch sehr viel in der Bibliothek und kaufte mir zum Teil die wichtigen Bücher, etwa zu Mühlmanns Methodik. Auch die Publikationen von Jensen, bei denen man merkte, wie er vom Frobenius-Schema abwich, aber doch auf den Wege der Kulturmorphologie wichtige Aussagen traf. An Thurnwald wiederum faszinierte mich die strenge Formulierung dessen, was man Verwandtschaftsethnologie nennt. Das hat mich fasziniert und hat mich dann auch weitergebracht in die anderen Gebiete der allgemeinen Ethnologie – Herr Plischke stand alldem nicht ablehnend gegenüber, sondern hat uns das studieren lassen.

Was ich von Thurnwald und Mühlmann auch kennen gelernt hatte, auch in meiner Auseinandersetzung mit der Kulturkreislehre, war die Tatsache, dass Malinowski und einige seiner Schüler antihistorisch arbeiteten. Sie waren zu recht antihistorisch wegen des Unfugs im Umgang mit Geschichte durch die Kulturkreislehre. So beschäftigte ich mich mit dem ganzen Umkreis der British Social Anthropology, zunächst im Londoner Bereich; wobei Raymond Firth eine Ausnahme war, weil er sehr bald auf einen Weg kam, wo er auch die Historie in seinen Feldforschungen mit berücksichtigte. Firth war also kein strenger Funktionalist. Aber sonst waren sie doch recht ahistorisch ausgerichtet. Das konnte ich nun wiederum nicht verstehen, obwohl ich dem Funktionalismus zunächst viel abgewann. Der Versuch der Institutionen-Analyse, so wie sie die machten, war aus meiner Sicht trocken, nicht lebendig. Und ich meine, dass man sie in dem Augenblick lebendig machen kann, wenn man den historischen Faktor berücksichtigt. So bin ich ein aufgeklärter Funktionalist geworden – kein Strukturalist, aber Funktionalist innerhalb der British Social Anthropology. Bereits in »Die Grundlagen der Klanbildung«<sup>2</sup> versuchte ich anhand der unterschiedlichen Wohnsitzregelungen zu zeigen, wie diese sich zu Linien oder Clustern verfestigen, wenn sie konstant eingehalten werden. Dieser Ansatz wurde in der britischen Sozial-Anthropologie etwa zur gleichen Zeit erkannt, Ende der fünfziger oder Anfang der sechziger Jahre. Ich denke da etwa an Gluckman, an Mitchell und an Turner. Im Feld wurden Wiederholungsuntersuchungen gemacht und auch ich kam so auf Punkte, die erst nicht erkennbar waren.

Ich habe mir zudem die amerikanische Kulturanthropologie und den französischen Strukturalismus erarbeiten müssen, auch um darüber zu lehren. Aber die entscheidenden Anstöße kamen für mich weder von den Amerikanern noch von den Franzosen, sondern aus der britischen Sozial-Anthropologie.

### **Gab es damals Austausch mit anderen Instituten, beispielsweise mit Berlin?**

Mit Berlin gab es zu dieser Zeit keinen Austausch. Thurnwald war ja erst in Ostberlin, wechselte dann an die FU. Ihn selbst habe nicht kennen gelernt, doch später kam ich gut mit Frau Westphal-Hellbusch, einer seiner Schülerinnen, aus. Mühlmann war in Mainz, ich traf ihn erst Mitte der fünfziger Jahre. Auf Anregung von Mühlmann war ich nach meiner Habilitation 1956 Mitglied der Deutschen Gesellschaft für Soziologie geworden und er hat damals einen Kreis von ethnozoologisch interessierten Leuten um sich gesammelt: Ernst Wilhelm Müller, Herr Schmitz, Herr Lindig. Wir trafen uns einmal im Semester bei Mühlmann in Mainz und jeder hielt dann ein Referat. Das war die Grundlage dessen, was dann besprochen wurde. Ich fand es immer sehr anregend.

### **Wie muss man sich Mühlmann als Mensch vorstellen?**

Ich persönlich fand ihn im Umgang mit Jüngeren sehr nett. Er war hilfreich bei Fragen, aber auch hart im Diskutieren. Ich erinnere mich, wie er mich nach meinem Vortrag bei der Tagung 1963 in Heidelberg scharf kritisierte, wegen der Unschärfe eines bestimmten Begriffes. Da kannte er keine Rücksichtnahme, aber sonst war er ein sehr angenehmer Mann.

---

<sup>2</sup> Erhard Schlesier, Die Grundlagen der Klanbildung. Zwei Beiträge zur völkerkundlichen Methodik und Soziologie auf Grund melanesischen Materials, In: G. Heberer, H. Geyer (Hrsg.), Neue Forschung, Bd. 1, Göttingen, 1956

### **1951 promovierten Sie. Wurden Sie dabei von Herrn Plischke betreut?**

Es war eigentlich keine Betreuung. Bereits 1949, als Herr Plischke noch gar nicht ans Institut zurückgekehrt war, hieß es, dass ich mich mit Mikronesien beschäftigen sollte, besonders mit dem Problem des Männerhauses. Das habe ich gemacht. Ich fing an, die Quellenlage zu prüfen und einen Zettelkatalog anzulegen. Als Herr Plischke dann kam, besprachen wir alles. Ich unterrichtete ihn fortwährend über meine Fortschritte, aber eine richtige Betreuung, wie das später Studenten verlangten, gab es nicht. Das schien jedoch so üblich zu sein. Herr Plischke verlangte auch generell viel Selbstständigkeit und hatte Vertrauen in unsere Arbeit. Beispielsweise bei der Dissertation von Hartmann, über einen Jesuiten in China, da hätte er auch gar nichts mehr sagen können. Er war einfach einverstanden, wenn man Vorschläge machte.

### **War Ihnen nach der Promotion klar, ob Sie auch habilitieren würden? Oder gab es Zweifel?**

Mein Ziel war es, Ethnologe zu werden und im Fach zu bleiben – ob im Museum oder an der Uni, das war offen. Wir sind ja bei Herrn Plischke und Herrn Nippold museologisch sehr gut ausgebildet worden. Diese Tatsache war dann für meinen Sprung nach Hamburg wichtig, auch dass ich Vorgeschichte studiert hatte. Tendenziell wollte ich Hochschullehrer werden.

Ich war nach der Promotion zunächst Hilfskraft bei Herrn Plischke und musste die in der Anatomie liegende, sehr bedeutende Schädelammlung, die auf Blumenbach zurückgeht, neu inventarisieren. Ich hatte nach der Promotion geheiratet, meine Frau war die Sekretärin des Instituts gewesen. Sie meinte jedoch, dass es nicht gut sei, im gleichen Institut zu arbeiten. Also blieb nur ich im Institut. Ich sprach dann auch mit Herrn Plischke und erklärte ihm, dass ich mich habilitieren möchte. Ich bat ihn zudem, ein Stipendium für mich zu beantragen, bei der DFG. Damit war er voll einverstanden und hat das gemacht. So bekam ich ab April 1952 ein Stipendium und beschäftigte mich mit einem auf der Grenze zwischen Verwandtschaftsethnologie und Religionsethnologie liegendem Thema, das regional in Neuguinea angesiedelt ist. Daraus wurde dann das Buch<sup>3</sup> über die Geheimkulte, meine Habilschrift. Das Stipendium lief über dreieinhalb Jahre. Damals lernte ich auch Herrn Treue von der DFG kennen, doch erst später, als ich selbst Gutachter für die DFG war, bemerkte ich, wie solide dieser Mann arbeitete. Er war der Vorgänger von Frau Far-Hollender.

Nach Ablauf des Stipendiums im Oktober 1955 fehlte mir noch etwa ein Jahr bis zur Habilitation. Da sprang dann die Universität ein: Es gab damals - wie vielleicht auch heute noch - einen Fond für werdende Hochschullehrer. Herr Plischke stellte den Antrag und ich bekam den gleichen Betrag wie zuvor, sowie eine Zulage wegen meiner Kinder. So kamen wir ganz gut über die Runden. Später wurde vom Land Niedersachsen über Sondermittel eine unbefristete Diätendozentur eingerichtet, vergleichbar mit der späteren C2-Professur. 1956 war dann die Habilitation.

### **Wann gingen Sie zum ersten Mal ins Feld?**

Die erste Reise fand 1961/62 statt, noch von Göttingen aus. Herr Plischke war 1890 geboren, lehrte bis 1958 und verlängerte noch ein Jahr, weil mit der Ausschreibung alles unklar war. Man fand keinen Nachfolger, bis dann Herr Spannaus die Stelle für einige Jahre als Vertretung übernahm. Ich wollte also Herrn Plischke in seinen letzten Jahren nicht allein lassen. Auch Herrn Spannaus wollte ich in seinem ersten Amtsjahr unterstützen, das war 1959/60. Danach jedoch wollte ich los: Tropentauglichkeitsuntersuchung, Kontakt mit den australischen Kollegen, Anträge bei der DFG und Einreisebehörden. Alles in allem dauerte das ein Jahr, 1961 war es dann soweit.

Ich hatte mich vorher unter anderem mit Südost-Neuguinea beschäftigt, das war damals noch unter australischer Verwaltung. Dort forschten auch vorwiegend Briten oder Amerikaner, etwa Malinowski und Fortune. Auf kleineren Inseln wurden Feldforschungen durchgeführt, doch auf Normanby-Inland war bis dahin wenig gearbeitet worden. Ich wollte dort in die Berggebiete gehen und habe mich nach Beratungen mit diversen Leuten - zum Beispiel einem netten australischen Missionar - für das Berggebiet von Me'udana entschieden. Von dort unternahm ich gelegentliche Exkursionen in andere Gebiete, um regionale Gemeinsamkeiten und Unterschiede zu erforschen.

### **Wie kann man sich Ihre Ankunft dort vorstellen?**

Das Wort »Kulturschock« wird oft genannt – das war bei mir nicht der Fall. Ich ging erst nach Australien und dort dauerte die bürokratische Abwicklung auch noch einige Zeit. Als ich dann wirklich am Ort meiner Forschung ankam, gab es eine sehr schlechte Behausung und unstabiles Wetter. In den ersten vier Wochen hatte ich kein Bett, doch generell fand ich mich recht schnell in der neuen Situation zurecht.

---

<sup>3</sup> Erhard Schlesier, Die melanesischen Geheimkulte. Untersuchung über ein Grenzgebiet der ethnologischen Religions- und Gesellschaftsforschung und zur Siedlungsgeschichte Melanesiens, Musterschmidt Verlag, Göttingen, 1958

Die sprachliche Vorbereitung hatte ich in Deutschland gemacht, anhand einer Kopie des Dobu-Lexikons von Arnold: Ein Jahr lang lernte ich täglich etwa eine Stunde, um eine Grundlage zu haben. Dobu ist dort die Verkehrssprache und über die Missionen auch im ganzen Südosten Neuguineas verbreitet. Es gab zwar verschiedene Dialekte, doch meist funktionierte es.

Gesundheitliche Probleme hatte ich auf dieser Reise nur durch Malaria, aber das war nicht schwerwiegend. Bei der zweiten Reise, da war ich schon siebenundvierzig Jahre alt, wurde ich schwer krank und hatte eine beidseitige Nierengewebsentzündung.

### **Wie haben Sie damals Kontakt zu den Informanten bekommen?**

Durch eine Empfehlung fand ich sehr schnell eine Person, die Dobu und Englisch sprach. Während der ersten Wochen in meiner improvisierten Unterkunft sprachen wir besonders abends viel miteinander, außerdem wurde oft vor einem Haus gearbeitet, beispielsweise Matten geflochten. Ich war also mittendrin und konnte alles mit meinem Mitarbeiter besprechen. Das ging recht gut.

Nach etwa vier Wochen gab es den ersten Todesfall – wie verhält man sich da? Bei der Bestattung hatte ich nichts mitgenommen, keinen Fotoapparat, keinen Notizblock. Ich wollte einfach schauen und Anteilnahme zeigen. Ein anderes Mal, beim Bwabware-Fest, erhielt ich die Erlaubnis zu fotografieren. Generell wollte ich einfach zusehen, Notizen machen, eventuell vorsichtig filmen.

### **Wurde denn verstanden, was Sie da machen?**

Ich erklärte es gleich am ersten Tag, stellte mich als Lehrer vor – was ja auch richtig war. Bei meiner Landung wurde ich noch mit «Pater» angesprochen, man glaubte, ich sei von der Kirche. Ich stellte das richtig und meinte, dass man in Deutschland über besagtes Gebiet eigentlich nichts wisse. Sie erinnerten sich, dass bereits zuvor Europäer in der Gegend gewesen waren. Als ich in Me'udana eintraf, hatten sich viele Menschen versammelt. Ich fragte sie, ob ich ein Jahr bleiben und mit ihnen zusammenleben dürfe. Meine Aufzeichnungen würden sie später bekommen. Sie waren einverstanden.

### **Wie haben Sie sich auf die Feldforschung methodologisch vorbereiten können? Wurden Sie beim Studium mit diesen praktischen Fragen, etwa zur Erhebung, konfrontiert?**

Nein, das gab es nicht, weder in Hamburg noch in Köln oder Göttingen. In meiner eigenen Lehre wurden Theorien und Methodiken zu einem Schwerpunkt, das war fest verankert im Lehrplan. Vor meiner ersten Feldforschung hatte ich mir jedoch vieles angelesen. Beim ersten Feldaufenthalt 1959/60 war ja auch Malinowskis Tagebuch noch nicht veröffentlicht. Aber es gab andere Literatur, etwa über die deutsche Mikronesien-Karolinen-Expedition, in die ich mich für die Dissertation eingearbeitet hatte. Beim Lesen war man ja immer mit Feldforschungsproblemen beschäftigt, wobei es aber keine direkte Unterweisung gab.

Wenn ich mit meinen Studenten Feldforschungsfragen besprach, war es mir immer ganz wichtig zu vermitteln, dass man keine Handlungsanweisungen gibt, sondern dass man lernt, so viele Fehler wie möglich zu vermeiden. Und die Quellenkritik gegenüber Anderen zu stärken.

### **Ab welchem Zeitpunkt nahmen Sie an DGV-Tagungen teil?**

Die erste Tagung nach meiner Promotion fand 1952 in Köln statt. Dort hielt ich einen Vortrag über meine Dissertation. Es folgte die Tagung in Bremen, 1954; die Tagung in Berlin, 1957; die Tagung in Stuttgart, 1959. Als die Tagung in Freiburg stattfand, 1961, war ich gerade in Neuguinea. Doch 1963 war ich wieder da, zur Tagung in Heidelberg. Das heißt, ich habe regelmäßig teilgenommen.

1967 wurde ich zum Vorsitzenden der DGV gewählt und lud erstmalig nach Göttingen ein. Das hätte man eigentlich schon eher machen sollen, dann wäre der ganze Schlamassel 1969 nicht hier passiert: Da kam ein Student aus Berlin zurück und sagte: »Wir hatten ein Vorbereitungstreffen. So wie sie sich die Tagung vorstellen« - es war ja schon ein Programm vorläufig gedruckt, damit man sich anmelden konnte - »kann die nicht ablaufen. So geht das nicht. Wir haben andere Vorschläge.« Diese Vorschläge erfuhr ich aber gar nicht, die waren nur im engen Kreise behandelt worden, und dann vielleicht später noch mal in Heidelberg oder Tübingen. Jedenfalls bin ich davon überrascht worden, wie schlimm es dann tatsächlich wurde. Ich war gewarnt worden und man hatte Sorge, dass das Institut beschädigt werden könnte. Letztendlich ist es nur bemalt worden, das war also nicht weiter schlimm. Aber ich hatte Sorge, dass die eigene Wohnung - wir wohnten zur Miete - angegriffen werden könnte: das war alles drin. So schlimm war die aufgehetzte Stimmung. Das Rektorat hatte vorab die Polizei unterrichtet und es gab Zivilbeamte, die unser Institut am Theaterplatz beobachteten. Einfach um Schäden zu verhindern. Dann wäre eingegriffen worden. So habe ich verhindert,

Interview vom 30.05.2008, geführt in der Wohnung von Erhard Schlesier (Freigabe durch Erhard Schlesier am 09.06.2011)

Transkription: Claire Spilker, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: [www.germananthropology.de](http://www.germananthropology.de)

dass es schlimmer werden würde. Ich handelte mir einen schweren Vorwurf von Plischke ein. Der hat mich angeschrien - das einzige Mal, dass er das gewagt hat: warum ich nicht die richtige Polizei gerufen hätte! Ich hab' ihm gesagt, dass das meine Entscheidung ist. Denn das wäre noch schlimmer geworden! So war die Polizei nur in zivil da um einzugreifen, falls das Institut angegriffen würde, und das war nicht der Fall. Ich bin mehrere Jahre nicht mehr hingegangen, erst wieder 1981 nach Münster und 1985 nach Lübeck. Und als es dann dort mit ganz bestimmten Fragen schon wieder losging - also ohne Anmeldung zur Tagung für die Mitgliederversammlung, was man ja hätte machen können, wenn man schwerwiegende Probleme besprechen will, mitten hinein mit solchen Fragen zu kommen -, da habe ich gesagt: »Nee, ich mache es nicht mehr mit. Die sind nicht lernfähig.«

### **Wie muss man sich die DGV vor 1969 vorstellen?**

1952 wohnte ich in einem Studentenwohnheim, zusammen mit den Frankfurtern. Da habe ich Herrn Haberland, Herrn Straube, Herrn Schuster und andere kennen gelernt, auf eine außergewöhnlich freundschaftliche Weise. Es gab ja zuvor kaum Kontakt mit dem Frankfurter Institut, weil Herr Plischke nicht mit Herrn Jensen konnte. Für mich gab es jedoch von Anfang an viele gute Kontakte, nicht nur mit den Frankfurtern, sondern auch mit den Berlinern, den Kölnern und den Hamburgern. Herr Plischke war nur einmal auf einer Tagung, zur Mitgliederversammlung – ihn interessierte das alles nicht mehr. Insofern hatte ich da keine Unterstützung durch ihn, sondern musste mich selbst vorstellen oder wurde eben durch meine Vorträge bekannt.

Sehr guten Kontakt fand ich mit Herrn Mühlmann und Herrn Jensen, auch mit Herrn Termer. Etwas weniger zu tun hatte ich mit Herrn Heydrich, Herrn Trimborn oder Frau Westphal-Hellbusch. Engen Austausch gab es auch unter den Dozenten, etwa mit Herrn Funke oder Herrn Oberem.

### **Führte man denn auf den DGV-Tagungen kontroverse Theoriediskussionen?**

Ich glaube, dass wichtige theoretische oder methodische Probleme selten behandelt wurden. Und ich denke auch, dass die ganze Anlage dieser Tagungen abstoßend auf den wirkte, der solche Pläne hatte. Zwanzig Minuten sprechen, fünf bis maximal zehn Minuten Diskussion: Wer geht da schon mit einem wichtigen Problem hin? Meist wurden Feldforschungsprobleme besprochen, wo man ohnehin wenig diskutieren konnte, weil der das am Besten wusste, der redete. Es wurden Berichte über laufende oder schon geschriebene Arbeiten verfasst, aber wichtiger waren die Publikationen.

### **Haben Sie Herrn Jensen persönlich kennen gelernt?**

Herrn Jensen lernte ich auf einer Tagung – ich weiß jetzt nicht mehr, auf welcher - kennen, Herr Plischke lud ihn zum Essen ein. Wir haben uns auf Tagungen häufig gesprochen: Beim Thema der Geheimmulte ist erkenntlich, dass ich Jensen verstanden und verarbeitet habe. Er hat auch Anteil genommen an meinen Arbeiten und 1963, ich war gerade in meinem ersten Hamburger Jahr, lud er mich zu einem Vortrag nach Frankfurt ein. Herr Straube holte mich damals vom Bahnhof ab und meinte, dass wir erst mal bei Herrn Jensen Tee trinken würden. Ihm ging es zu dieser Zeit schon nicht mehr gut, er war herzkrank. Bei diesem Gespräch fragte er mich, ob ich Interesse hätte, in zwei Jahren und nach Ablauf der Sperrfrist nach Frankfurt zu wechseln. Doch gab es in Hamburg die gleiche Situation wie in Frankfurt, der Institutschef hatte jeweils auch das Museum am Hals. Daher erklärte ich ihm, dass dieses Angebot wenig Anreiz für mich habe. Es lief dann auf Herrn Schmitz hinaus.

### **Wie würden Sie Herrn Jensen als Person beschreiben?**

Er war sehr zurückhaltend, sehr höflich. Wenn man ihn kannte, dann taute er auf und sprach dann auch etwas anders. Die Darstellung von Jensen in dem vor einigen Jahren erschienenen Katalog<sup>4</sup> zum Hundertjährigen Geburtstag des Frankfurter Museums ist lesenswert. Er war mit einer Jüdin verheiratet und ist im Dritten Reich entsprechend unterdrückt worden: Er verlor eine Zeit lang seine Dozentur, auch seine Habilitation wurde rückgängig gemacht. Er hatte gelitten und das merkte man ihm an. Durch die Wiedergutmachung wurde er wieder eingesetzt und war später nicht nur Dozent, sondern Professor. Ich halte sehr viel von ihm.

### **In vielen theoriegeschichtlichen Abhandlungen wird gesagt, die Kulturmorphologie endete mit Jensen. Wie schätzen Sie das ein?**

---

<sup>4</sup> S. Kaspricky (Hrsg.), Ansichtssachen. Ein Lesebuch zu Museum und Ethnologie in Frankfurt am Main, Societäts-Verlag, Frankfurt am Main, 2004

Also, ich habe diese Arbeiten nicht mehr verfolgt. Natürlich habe ich von Jensen alles gelesen, »Mythus und Kult«<sup>5</sup> hat mich stark beeinflusst und mit dem Begriff <Dema-Kult> arbeite ich auch in »Die melanesischen Geheimkulte«.

### **1962 wurden Sie nach Hamburg berufen. Wie war damals die Bewerbungslage?**

Es gab keine Bewerbung. Sowohl Hamburg als auch später mein Rückruf nach Göttingen wurden ohne Bewerbung besetzt. Es gab noch keine Bewerbungen damals, zumindest nicht in Hamburg, in Göttingen auch nicht, das heißt die Berufungskommission war völlig frei zu sondieren, Gutachten einzuholen, und die Leute um ihre Bewerbung zu bitten. Die Kommission sprach von sich aus interessierte Kollegen an. Man bewarb sich nicht von sich aus. Ich war ja seit August 1961 in Neuguinea und gar nicht mehr für solche Fragen empfänglich. Dass Termer emeritiert werden würde, wussten wir im Institut. Ich war ein junger Dozent, grade Diätendozent geworden... ich habe nie daran gedacht, dass ich in Frage käme. Es mag sein, dass Herr Plischke und Herr Termer über mich gesprochen hatten, doch das weiß ich nicht. Damals ließ mich meine Frau wissen, dass mein Lebenslauf und meine Arbeiten nach Hamburg geschickt würden. Da wusste ich, es läuft irgendwas, aber nichts Wesentliches. Es war für mich auch kaum interessant – ich wollte zwar weg aus Göttingen und eine andere Atmosphäre kennen lernen, doch hatte ich Marburg im Blick. Dort gab es die Möglichkeit, umzuhabilitieren und Dozent zu werden: Ich fuhr drei Tage vor meiner Abreise nach Neuguinea zum Vortrag nach Marburg und sprach vorwiegend vor Geographen. Danach erhielt ich die Mitteilung, dass ich die Stelle in Marburg antreten könnte, nach meiner Rückkehr aus dem Feld. Dann kam jedoch der Ruf aus Hamburg und ich schrieb einen Brief nach Marburg, mit der Bitte um Verständnis, dass ich den Ruf nach Hamburg annehme. Die Stelle in Marburg wurde dann Herrn Nachtigall angeboten.

### **Wie war die Situation am Hamburger Institut, als Sie dort ankamen?**

In Hamburg gab es kein Seminar und so stand die Gründung eines «Seminar für Völkerkunde» - jetzt heißt es auch «Institut für Ethnologie» - auf meiner Wunschliste. Das wurde auch sofort genehmigt, zusätzlich gab es eine Assistentenstelle: Zuerst wurde diese durch Frau Rammow besetzt, dann durch Herrn Prem.

Am Museum waren Herr Tischner, Kunz Dittmer, Wolfgang Haberland und Ulla Johansen meine Kollegen, sowie der Hauptkustos Wilhelm Bierhenke. Sie waren natürlich verwundert, dass ein so junger Mann wie ich nach Hamburg kam, doch das änderte sich durch die ausgezeichnete Zusammenarbeit. Wir haben alles gemeinsam besprochen: Eine wichtige Entscheidung war, dass keine zweite Bibliothek aufgebaut wird, sondern alles weiterhin in die gut sortierte Museumsbibliothek gehen sollte. Wobei die vorgeschichtliche Abteilung einen eigenen Abteilungsleiter hatte und dann nach Harburg ans Helms-Museum verlagert wurde. Für die Studenten hatten wir sowohl Handbücher, Lexika und Wörterbücher als auch ein grundsätzliches volles Nutzungsrecht für die Bibliothek. Ich hatte damals für das Seminar nichts weiter als einige tausend DM für den Aufbau einer kleinen Nachschlagbibliothek sowie den Ankauf von Filmen – wir schafften etwa achtzig wichtige Filme an, die das Museum auch für Vorträge ausleihen konnte. Das lief alles sehr gut, es gab eine angenehme Atmosphäre.

### **Wie sehen Sie den terminologischen Wechsel von »Völkerkunde« zu »Ethnologie«?**

Es ist sicher sinnvoll, unsere Wissenschaft als Ethnologie zu bezeichnen. Die Völkerkunde ist in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts entstanden. Es ist berechtigt, das Wort Völkerkunde mal sinken zu lassen und zu sagen: Wir sind Ethnologen. In Göttingen habe ich es auch mit den Kollegen besprochen und wir haben es in »Institut für Sammlung und Völkerkunde« umbenannt.

### **Wie sahen die Studierendenzahlen in Hamburg aus, als Sie dort ankamen?**

Im Wintersemester 1960/61 war ich bereits als Vertretung in Hamburg gewesen, Herr Termer war damals krank. Man kannte mich also schon und traute mir einiges zu. Ich war in Hamburg nicht der einzige Hochschullehrer in der Ethnologie. Es gab einen Kollegen, Günter Zimmermann, er war Amerikanist. Mit ihm konnte man zwar sehr gut sprechen, aber er unterrichtete Amerikanistik, nicht allgemeine Völkerkunde. Wir kündigten nur ein gemeinsames Seminar an, in dem Themen der allgemeinen Ethnologie besprochen wurden. Ich hatte zudem die Hoffnung, dass die Abteilungsleiter Lehraufträge annahmen. Sie arbeiteten auch alle in der Studentenbetreuung mit und daher konnte ich die Studenten zu den Abteilungsleitern schicken, wenn es sinnvoll war. Da wurde keiner abgewiesen, doch es war nicht möglich, mich über Lehraufträge zu entlasten. Ich habe dann nach Absprache mit der Behörde vier Pflichtstunden akzeptiert, die übrige Zeit musste ich dem Museum widmen – dort war ich ja auch Direktor.

---

<sup>5</sup> Adolf E. Jensen, Mythus und Kult bei Naturvölkern, Franz Steiner Verlag, Wiesbaden, 1951

Studenten gab es anfangs nicht so viele; der Kreis war klein, wurde aber größer. Es gab etwa fünfzehn bis zwanzig Hauptfächler, ähnlich wie in Göttingen. Vier Personen haben dann bei mir promoviert.

### **Wer waren denn Ihre Schüler?**

Herr Prem studierte Amerikanistik im Hauptfach und Ethnologie im Nebenfach. Er besuchte jedoch alle meine Seminare, bis zu seiner Promotion. Das Gleiche gilt für Frau Rammow, auch sie war voll dabei, ebenfalls im Nebenfach. Ich hatte noch weitere Nebenfachstudenten von der Amerikanistik – Ortwin Smailus fällt mir noch ein. Herr Harms hat bei mir promoviert, er war dann mein Assistent. Dann gab es Rüdiger Vossen, der in Hamburg blieb und Abteilungsleiter wurde. Später gab er sein Amt auf, um in die Entwicklungshilfe zu gehen. Auch an Herrn Seidensticker erinnere ich mich, er ist Afrikanist geworden.

### **Wie lange waren Sie in Hamburg?**

Vom Herbst 1962 bis zum Frühjahr 1967, dann ging ich wieder nach Göttingen. Dort hatte, wie gesagt, Herr Spannaus die Nachfolge von Herrn Plischke angetreten. Er war ein sehr angenehmer Kollege. In der Lehre war er mit Sicherheit gut, aber forschungsmäßig schien er recht eingeeengt, arbeitete nur noch filmethnologisch. Er hat auch jahrelang das Referat der Ethnologie im EWF betreut. Doch die Studenten waren etwas unterversorgt mit allgemeiner systematischer Ethnologie – das teilten sie mir mit und so legte ich mein Hauptaugenmerk darauf. Ebenso auf die Ozeanistik, die brach gelegen hatte.

Bereits Mitte der sechziger Jahre gab es einige Aufregung um eine Schrift des Pädagogen Picht, der gemeinsam mit dem CDU Abgeordneten Hans Dichgans gewissermaßen Bologna vorwegnahm: Ein ganz scharfer Angriff auf die Schul- und Universitätsausbildung in Deutschland. Nach acht Semestern sollte es ein Pflichtexamen geben, das Magisterstudium sollte dann abgeschlossen sein. Bereits in Hamburg haben wir uns damit auseinandergesetzt und in Göttingen versuchte ich, ein sinnvolles Studium für diesen Zeitraum zu erarbeiten. Das bedeutete, dass es mindestens zwei Stunden allgemeine Ethnologie pro Woche gab, dazu ein Begleitseminar. Beispielsweise wurde Verwandtschaftsethnologie gelehrt, ebenfalls mit einem Begleitseminar. Außerdem zwei Stunden regionale Ethnologie, je nach Schwerpunkt. Herr Fuchs war ja Assistent in Göttingen, als ich kam, er habilitierte nach einem Jahr. Ich hatte also einen Kollegen für die Afrikanistik und so konnten wir Afrika und Ozeanien auf jeden Fall abdecken. Dazu kam das Doktorandenseminar, in dem die jeweiligen Arbeiten vorgestellt wurden.

Es lief in Göttingen also gut an und pendelte sich ein. Mit Herrn Fuchs verstand ich mich auch sehr gut. Ab 1974/75 kamen jedoch die ersten Warnrufe per Brief, ich war zu diesem Zeitpunkt in Neuguinea – es gab eine wahre Studentenflut! Aus den dreißig bis vierzig Personen, die immer problemlos in unseren Hörsaal passten, wurden plötzlich über hundert Studenten. Woher kam dieser Boom? Waren das starke Jahrgänge? Das war überall so, nicht nur in Göttingen und nicht nur in der Ethnologie!

### **Waren diese Studenten anders motiviert als ihre Vorgänger? Gab es andere Ideen und Anforderungen?**

Das gerade beschriebene Unterrichtsschema hatte ich auch gemeinsam mit Studenten entwickelt. Doch es ging dann einfach nicht mehr, dass nur Herr Fuchs und ich lehrten. Wir mussten eine Kapazitätsberechnung ausfüllen; sie besagte ganz klar, dass wir eine zusätzliche Stelle kriegen mussten. Das hätte aber noch ein Jahr gedauert und so ging ich zum damaligen Rektor. Er war ein Forstwissenschaftler, an kleine Gemeinschaften innerhalb des Lehrbetriebs gewöhnt. Als er von unseren Studentenzahlen hörte, war er sehr erschrocken. Ganz schnell wickelten wir die bürokratische Seite ab – für Frau Benzig erhielten wir eine C2-Professur, für Herrn Prem aus München eine C3-Professur. Das war unser Wunsch. Herr Prem deckte die Amerikanistik ab, Frau Benzing den Nahen Osten, Asien und weite Teile Afrikas. Damit waren wir erstmal saturiert. Als Herr Prem später nach Bonn berufen wurde, fand ich die Möglichkeit, Herrn Whittaker zu uns zu holen.

### **Hatten Sie nach dieser Entlastung wieder verstärkt Zeit, eigenen Forschungsideen nachzugehen?**

Ich hatte nach wie vor wenig Zeit dafür. Man sieht auch anhand meiner Publikationsliste, wie es nach dem Ruf nach Hamburg und nach Göttingen dünner wird. Ich habe natürlich noch an meinen Sachen gearbeitet, am Wochenende. Das ging sehr zu Lasten der Familie. Von 1963 bis 1967 war ich zusätzlich Fachgutachter, bis Ende der achtziger Jahre auch Sondergutachter für Ozeanien – allein für die DFG erstellte ich viele Gutachten. In Göttingen konnte ich nach sechs oder sieben Semestern ein Freisemester beantragen, das nutzte ich, um die Feldforschungsergebnisse aus Me'udana zu bearbeiten und zu publizieren.

Interview vom 30.05.2008, geführt in der Wohnung von Erhard Schlesier (Freigabe durch Erhard Schlesier am 09.06.2011)

Transkription: Claire Spilker, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: [www.germananthropology.de](http://www.germananthropology.de)



### **Wie würden Sie - von der Studienzeit bis heute - Ihre Entwicklung im Fach beschreiben?**

Ich hatte vom ersten Jahr an - seit dieser Tagung in Köln - den Eindruck, dass ich offensichtlich sympathisch auf andere Leute wirke, auch durch meine Art zu sprechen und zu argumentieren. Nicht wie viele der Kollegen, die immer sehr schnell sehr heftig werden und dann natürlich auch die Abwehr spüren. Ich merkte, dass meine Arbeit akzeptiert wurde. Ich hatte die volle Unterstützung der DFG, bin dort jahrelang gefördert worden, keiner meiner Anträge wurde abgelehnt. Ich hatte auch eine sehr gute Zusammenarbeit mit den Hamburger Studenten, ebenso mit den Göttingern – bis dieser Bruch kam, 1969. Da gab es eine Handvoll Scharfmacher, es wurde oft ein bisschen rabiat, sodass ich natürlich auch mein Schneckenhaus zeigte und mich etwas zurückzog. Doch das waren eigentlich nur zwei Jahre, dann kam eine Generation, mit der eine Zusammenarbeit wie in früheren Zeiten möglich war. Dazu gehörten zum Beispiel Rolf Husmann und Gundolf Krüger. Plötzlich ging alles wieder, auch die Kritik. So soll es ja sein, man erzieht ja die Leute dazu, dass sie auch in der Lehrveranstaltung kritisch sind. Es kommt halt auf den Ton an, und der war sofort wieder anständig. Bis es dann wieder, so ab 1976/77, einige Leute gab, die eigentlich nicht zu uns passten, sondern stänkerten. Doch abgesehen von diesen Problemen war mein Verhältnis zu den Studenten insgesamt gut. Ich denke auch, dass ich mich mit den Studenten und ihren Fragen weiterentwickelt habe. Das ist auch selbstverständlich, besonders im Feldforschungsseminar. Da gab es keine Tabus.

### **Worin sehen Sie denn die Kernbestände der Ethnologie?**

Auf der einen Seite hat sich der Zuständigkeitsbereich, der Forschungsgegenstand, verschoben. Die Ethnologie hat sich gewandelt, und das bemerkt man unter anderem an einer sehr starken Hinwendung zu den Sozialwissenschaften. Das sieht man auch in Göttingen, wo wir von der philosophischen Fakultät zur Fakultät für Sozialwissenschaften gewechselt sind. Dort finden auch die Promotionen und Habilitationen statt.

Es ist klar, dass ethnologische Fragen jetzt mit soziologischen, politologischen und psychologischen Fragen verbunden sind. Übergreifend werden asiatische, europäische oder amerikanische Gesellschaften analysiert. Wenn man in die »Zeitschrift für Ethnologie« (ZfE) schaut, da ist kaum noch ein Aufsatz über traditionelle Ethnologie zu finden. Das ist ein Wandel hin zu den Sozialwissenschaften, als Konsequenz der Veränderung, auch der Globalisierung.

### **Geht dadurch auch etwas verloren?**

Es muss nicht zwangsläufig etwas verloren gehen. Im Gegenteil, es gibt jetzt sogar größere Chancen, wieder historische Ethnologie zu betreiben, diesen Faden wieder aufzunehmen – Ansätze dazu bemerke ich auch bei den Publikationen in der ZfE. Ich sehe nicht, dass die Ethnologie dem Untergang geweiht ist, sondern sich mit neuen Fragen, die die Sozialwissenschaften einbringen, beschäftigt. Diese wird die Ethnologie mit ihren eigenen Kategorien ausfüllen und nutzen müssen.

### **Wo würden Sie heute die Grenzen des Faches gegenüber den Nachbardisziplinen sehen?**

Die Fachgrenzen verwischen – das merkt man zum Beispiel auch in Göttingen, wo es die Völkerkunde, also die Ethnologie und die europäische Ethnologie gibt. Da gibt es Fragen, die jede der Fachrichtungen behandeln könnte. Es hat sich so entwickelt, dass es die deutsche Volkskunde oder europäische Volkskunde gibt und die Ethnologen überwiegend in Übersee arbeiten. Wobei sich das verändert, die Fächer greifen ineinander. Es ist letztendlich egal, ob ein Soziologe mit ethnologischen Methoden oder ein Ethnologe mit soziologischen Fragestellungen arbeitet. Wichtig bleibt meines Erachtens, Probleme anderer Wissenschaften ethnologisch anzugehen. Da fallen mir die Stichworte Langzeitforschung, Intervallstudien und Sprachkenntnisse ein.

Sicher könnte man beispielsweise sagen, dass die Ethnologen sich vielleicht mehr um den Literalisierungsprozess kümmern sollten, doch das könnten genauso gut Linguisten oder Soziologen übernehmen. Aber es sind Fragestellungen, die eine Gruppe von Wissenschaften gemeinsam hat, und es ist das ethnologische Angehen, welches wir aus der bisherigen Form der Ethnologie übernehmen können. Wir können uns nicht vor der Gegenwart verschließen und nur noch historisch arbeiten.

### **Hat die Ethnologie auch eine gesellschaftliche Aufgabe?**

Das könnte man durchaus vermuten, obwohl ich glaube, dass die Ethnologen diesbezüglich nie tätig geworden sind und vielleicht auch Hemmungen haben. Wenn man sich zum Beispiel den Sudan anschaut: Ich weiß, dass das Land Niedersachsen Partnerland vom Sudan war oder noch ist, aber nichts zur dortigen Lage sagt. Wie sollen Ethnologen in die lokalen Prozesse eingreifen? Da geschehen schauderhafte Dinge, die trotz der Ethnologie passieren und wohl auch ohne die Ethnologie bereinigt werden müssen. Ich glaube, dass höchstens ein wenig mehr Verständnis entstehen kann,

Interview vom 30.05.2008, geführt in der Wohnung von Erhard Schlesier (Freigabe durch Erhard Schlesier am 09.06.2011)

Transkription: Claire Spilker, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: [www.germananthropology.de](http://www.germananthropology.de)

etwa wenn die Politiker unsere Arbeiten lesen. Ich hab auch oft von Leuten gehört, die in der Entwicklungshilfe arbeiten, aber dabei nicht auf Ethnologen zurückgreifen. Das Angebot ist auch gar nicht da.

**Liegt das vielleicht daran, dass Ethnologen sich schwer tun im Umgang mit Macht? Oder ist es vielleicht gar nicht die genuine Aufgabe dieses wissenschaftlichen Faches, planend oder beratend einzugreifen?**

Sie kennen vielleicht - allerdings ist das nun längst überholt - meine Arbeit<sup>6</sup> aus den fünfziger Jahren, zu den Möglichkeiten einer angewandten Völkerkunde in Deutschland. Aufgrund der deutschen Geschichte und der Möglichkeiten der Deutschen - etwa im Vergleich zu den Franzosen oder Engländern - zu dieser Zeit, meinte ich, dass die deutsche Ethnologie eine historische Wissenschaft bleiben sollte. Für diese These bin ich angegriffen worden, vor allem von Frau Westpfahl-Hellbusch und Frau Thurnwald. Doch das war meine Überzeugung und ich bin nach wie vor historisch orientiert. Ich meine auch, dass für die Ethnohistoriker eine Chance darin liegt, sich am Literalisierungsprozess zu beteiligen und die Auswertung aller möglichen Quellen zu betreiben – auch hier ist die Zusammenarbeit mit anderen Wissenschaften sinnvoll.

**Abschließend möchte ich Sie fragen, ob es Ihrer Meinung nach eine Ethnologie in der Bundesrepublik gibt, oder ob heutzutage doch so etwas wie eine spezifisch deutsche Ethnologie existiert?**

Ich denke schon, dass die gegenwärtige Ethnologie ihre Fragen ohne geographische Begrenzungen bearbeitet. Das ist überall der Fall, das ist also nicht typisch deutsch. Was vielleicht durch die Deutschen etwas eingebracht werden könnte, wäre eine historische Perspektive. Ich würde es mir wünschen, dass die deutsche Ethnologie diesen Aspekt in den Cluster anthropologischer Wissenschaften mitbringt.

---

<sup>6</sup> Erhard Schlesier, Möglichkeiten und Grenzen einer Angewandten Völkerkunde in Deutschland. Ein Beitrag zur Klärung der gegenwärtigen Lage der deutschen Völkerkunde, In: Hans Plischke (Hrsg.), Göttinger Völkerkundliche Studien, Bd. 2, S.91 –107, 1957